KBA 3960

Dr Samichlaus

Diesmal bringen wir auf der dritten Seite kein Ungeheuer, keinen Galgenvogel, keine Riesenkanone, keinen Angsttraum, diesmal bringen wir einen schönen Wunschtraum unserer Redaktion.

Die «SZ» ist ja noch so jung, ein Kind noch; und Kinder dürfen in der Adventszeit ihren Wunschzettel ausfüllen. Warum sollen nicht auch wir von diesem Kinderrecht Gebrauch machen? Der Weihnachtsmann und das Christchindli müssen dann eben sehen, ob sie alles erfüllen können und erfüllen wollen.

Ja, da wünschen wir einmal, daß alle unsere Freunde und Leser, die noch nicht abonniert haben, das Versäumte nachholen und, um ihnen nicht zu viel Mühe zu machen, drucken wir auf der letzten Seite einen Schein, den sie nur auszufüllen und an uns einzuschicken brauchen.

Dann wünschen wir, daß alle, die Freude an der «SZ» haben, uns die Adressen ihrer Bekannten einsenden. Wer weiß, vielleicht hat auch von denen der eine und der andere eine Freude, wenn er ein paar Probenummern zugeschickt bekommt.

Dann wünschen wir, daß unsere Leser nicht allzu egoistisch seien. Wenn sie zum Beispiel irgendeinem Freund, es kann auch eine Freundin sein, zu Weihnachten ein Abonnement auf die «SZ» schenken, so strahlen zwei, nämlich der Beschenkte und wir. Und das ist doch das Schönste an Weihnachten: recht viel strahlende Gesichter.

So, das wären unsere kleinen Wünsche. Wir haben aber noch zwei große; die sind so groß, daß wir sie kaum niederzuschreiben wagen.

Da wünschen wir einmal, daß unsere Arbeit nicht vergeblich sei, und daß es uns gelinge, mitzuhelfen, das Schweizervolk wachzurütteln. Es stehen schwere Zeiten bevor, und es wird rechtschaffen werken und sich wehren müssen, wenn es sie gut überstehen will.

Dann wünschen wir, daß alle zusammenstehen, den Ungeist, den Teufel, der unser Land, der die ganze Menschheit bedroht, ins Pfefferland zu jagen.

Jawohl, das wünschen wir. -pp-

Karl Barth
fordert die Kirche zum Kampfe auf

Dieser Tage hat der Basler Professor D. Karl Barth in Zürich in einem engeren Freundeskreise einen Vortrag gehalten, dessen wesentlichen Inhalt wir unserem Leserkreise nicht vorenthalten und sofort mitteilen wollen. Er wird in Kürze auch im Druck herauskommen. Was er für unsere evangelische Kirche und darüber hinaus für das ganze Schweizervolk zu bedeuten hat, das hängt nur davon ab, ob er wirklich gehört wird. Hier sprach jedenfalls ein Mann, der gehört werden muß! Es wäre vor allem zu wünschen, daß auch unsere Volksvertreter und selbst unsere Bundesräte sich das, was hier gesagt wurde, zu Herzen nehmen. Wird dies geschehen, dann braucht uns um die Zukunft unserer Kirche, unseres Volkes und unserer Demokratie weniger bange zu sein.

Karl Barth begann seine Ausführungen mit der Feststellung, daß die Kirche ein Volk bilde, das im engsten Zusammenhang mit dem Volke der Juden stehe, als dessen Rechtsnachfolgerin und Platzhalterin. Sie ist auferbaut auf dem Troste Jesu Christi und auf der für alle Welt in Jesus Christus begründeten Hoffnung. Die Kirche hat als Dienerin Christi ohne Rücksicht auf andere Stimmen, mitten unter Heuchlern und Verrätern, von ihm Zeugnis abzulegen durch die lebendige, immer wieder der Zeit entsprechende Wiederholung ihres Bekenntnisses. Damit greift sie ein in die konkreten Fragen der Gegenwart. Sie hat sich, wenn notwendig, hier auch durch ein deutlich vernehmbares Ja oder Nein zu entscheiden und unter Umständen auch in Allianzen mit weltlichen Bewegungen einzugehen, aber nie so, daß ihr eigenes Wort dadurch verdunkelt werden dürfte. Doch wehe ihr, wenn sie zum stummen Hunde wird!

Es gibt Fragen, zu denen die Kirche nicht als solche Stellung zu nehmen hat. Doch hat sie dies ohne Zweifel zu tun, zu der heute brennendsten politischen Frage überhaupt, ob der Nationalsozialismus die Lebensform Europas sein soll. Angesichts ihr gibt es heute kein Ausweichen mehr, wird doch durch den Totalitätsanspruch des nationalsozialistischen Systems jede innere und äußere Lebensregung des Menschen bestimmt. Wie gefährlich der Nationalsozialismus heute bereits für ganz Europa geworden ist, zeigt allein schon die Tatsache, daß heute hier in Europa Chamberlain die gleiche Rolle spielt, wie Papen im Deutschen Reiche des Jahres 1932.

Man übersehe nicht die gewaltige internationale Propaganda, die mit ständigen Gewaltdrohungen verbundene Außenpolitik des Dritten Reiches, die in Spanien ja schon durch scharfschießende Bombengeschwader unterstrichen wird. Man unterschätze nicht die magnetische Anziehungskraft des nationalsozialistischen Geistes, wenn man das «Geist» nennen will, seine raffinierten Methoden der Lüge und Erpressung, seine zur Dämonie gesteigerte Vitalität. Und greift er nicht bereits auch nach uns? Er hat schon nach uns gegriffen. (S. Ersatzwahl in den Bundesrat. Die Red.)

Zahllos sind die Einbruchsstellen auch in christliche Kreise. Das Gefährlichste ist hier ein mildes verstehendes Wohlwollen. Das ist bedenklicher als alles offene Bekenntnis zum Nationalsozialismus. (Das Trojanische Pferd!) Es ist einfältig, diesem nun gar das Spottgebilde eines helvetischen Nationalismus» entgegensetzen zu wollen. Von einem solchen würde es bald heißen: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen! Höchst verderblich ist auch eine Neutralitätsauffassung, wie sie eben in Berlin von Minister Frölicher durchaus im Sinne der Politik Mottas vorgetragen wurde, als wäre unsere Neutralität nur eine Frage des Heimatschutzes. Ein solcher wäre ja auch unter einer anderen Flagge möglich. Das ist alles andere als wahre Landesverteidigung. Nur eine Ablenkung von der wahren Gefahr bedeutet heute auch das Schielen nach dem Kommunismus und das Angstmachen mit dem Bolschewismus.

Barth geht nun über zur Begründung folgender These:

«Der Doppelcharakter des Nationalsozialismus als politisches Experiment und als religiöse Heilsanstalt schließt es aus, die durch ihn gestellte Frage «nur» als politische und nicht mittelbar und unmittelbar zugleich als Glaubensfrage zu behandeln. Die Kirche kann also der politischen Frage von heute auf keinen Fall neutral gegenüber stehen.»

Zu Beginn des nationalsozialistischen Experiments war es wohl noch möglich, den Nationalsozialismus als eine politische Angelegenheit zu betrachten. Damals mußte sich die deutsche evangelische Kirche zunächst gegen die Deutschen Christen wehren, die auf dem eigenen Boden der Kirche den Nationalsozialismus als göttliche Offenbarung ausgaben. Heute ist auch der nationalsozialistischen Politik, d. h. dem Staate als solchem gegenüber keine kirchliche Neutralität mehr möglich. Heute kann und darf nicht mehr übersehen werden, was die Nazidiktatur mit ihrem totalen Anspruch auf den Menschen bedeutet: sie ist zur Vernichtung jeder Humanität, jeder menschlichen Freiheit geworden. Diese Tatsache stellt uns vor die Gottesfrage, sie wird für den Christen zur Glaubensfrage. Die totale und prinzipielle Diktatur hört auf, irgendwelche Autorität darzustellen, die in Gottes Auftrag handeln könnte, wie dies ein rechter Staat tun müßte. Darum ist ihr gegenüber z. B. heute auch der Eid zu verweigern. Diese Diktatur maßt sich ja selber unmittelbar eine göttliche, die göttliche Macht an. Hier ist, im Widerspruch zum Gottesreich, das Reich eines Menschengottes angebrochen. Hier gibt es für die Kirche und gerade für sie nur ein Entweder — Oder — das Bekenntnis zu Christus oder zum Antichrist! Durch das politische Experiment als solches schon wird also die Glaubensfrage gestellt.

Zugleich aber erhebt der nationalistische Staat den Anspruch, eine religiöse Heilsanstalt zu sein: er will als totaler Staat dem Menschen im Leben und Sterben alles für sein Heil Nötige bieten. Seine ganze politische Begriffswelt selbst: wie Rasse, Volkstum, Blubo, Führertum, Gefolgschaft usw., werden zum «Mythos» erhoben. Ein dermaßen religös verklärtes Staatsgebilde mit seinem Ewigkeitsanspruch und seiner dämonisierten Dynamik stößt jeden Widerstand, der ihm begegnet, mit Gewalt und mit Töten nieder. Das ist nichts anderes als ein neuer Islam mit seinem Allah, seinem Propheten und seiner Kirche und einem entsprechenden Glaubensfanatismus.

S. Z. am Sonntag 11. Dez. 1938 Nr. 7.

Ihm gegenüber hat nun der Christ zu wählen. Hier gibt es kein Ausweichen mehr.

Unter der Voraussetzung, daß das, was Barth als christlicher Lehrer zu begründen glaubt — und er hat dies unserer Meinung nach in großartiger Weise getan —, wahr ist, ergeben sich nun schwerwiegende Konsequenzen für das praktische Verhalten der Kirche selbst. Die bisherige nationalsozialistische Praxis beweist, daß sie darauf ausgeht, die Kirche Jesu Christi so schwach zu machen und der Lächerlichkeit preiszugeben, bis sie durch den alleinseligmachenden Mythos ersetzt werden kann. Hier ist ein böser Gott und ein böser Gottesdienst auf dem Plan! Das Schlimmste ist der Antisemitismus. Er allein schon genügte, um zu beweisen, daß wir es hier mit der grundsätzlich gemeinten Gegenkirche zu tun haben. Durch die physische Ausrottung des Volkes Israel, des «Judengottes» und der «Judenbibel», ist die christliche Kirche an ihrer Wurzel angefaßt, denn damit ist auch der für die Sünden der Juden und für unsere eigenen gestorbene Jesus Christus verworfen. Antisemitismus ist heute die Sünde wider den heiligen Geist. An ihm scheiden sich heute endgültig die Geister.

Durch den Nationalsozialismus wird heute grundsätzlich das von Gott aufgetragene Amt des Staates, die Bösen zu strafen und die Guten zu belohnen (Röm. 13), aufgehoben. Er ist zugleich der Zerstörer aller Freiheit und Autorität. Das beweisen seine Taten:

1. Die Machtergreifung schon begann durch Lug und Trug und Reichstagsbrand;

2. bedeutet der Nationalsozialismus die Gewaltherrschaft einer kleinen Clique, die den Mund des wahren deutschen Volkes stumm gemacht hat;

3. er besteht in völliger Aufhebung der Rechtssicherheit: in Deutschland ist kein Mensch sicher, ohne öffentliche Verantwortung verhaftet, gefoltert und getötet und dann «als Asche seiner Familie zurückgegeben zu werden.

Was hat all dem gegenüber der Kampf gegen Arbeitslosigkeit, Kraft durch Freude, Autostraßen usw. für einen Sinn? Hier herrscht grundsätzlicher Betrug, grundsätzliche Unfreiheit, grundsätzliche Rechtlosigkeit. Ein solcher «Staat» besteht in der Auflösung des Staates, er ist Staat nur noch insofern, als er noch nicht nationalsozialistisch ist.

Und nun? Hat nicht die Kirche ein Amt, gut gut, böse böse zu nennen, ebenso wie die Prostitution, der Alkoholismus usw. als böse zu betrachten sind? Hier kann und darf die Kirche nicht mehr schweigen! Und hier wird die Glaubensentscheidung zur politischen Entscheidung, so wie auch die Apokalypse des Johannes eine politische Entscheidung bedeutet.

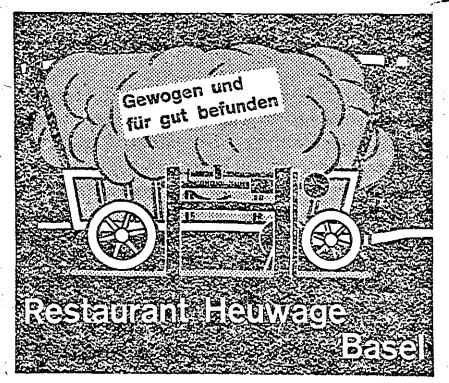
«Wenn es also wahr ist, daß zwischen dem Zeugnis für Jesu Christi und der Herrschaft des Nationalsozialismus kein Friede möglich ist, dann folgt daraus, daß die Kirche um die Dämpfung und Beseitigung des Nationalsozialismus beten darf und soll, wie sie in früheren Zeiten ähnlicher Gefahr um die «Zerstörung der Bollwerke des falschen Propheten Mahomed gebetet hat».

Man sage nicht (heuchlerisch), der Nationalsozialismus sei ein verdientes Gericht, um sich selber zu beruhigen. Denn selbst dann gilt das Gebet: Erlöse uns von dem Bösen! Wir haben aber auch nicht nur zu beten für die Erhaltung des noch Bestehenden und noch nicht Zerstörten, wie es heute in der Bekenntniskirche in Deutschland geschieht, wir haben auch zu beten um die Wiederherstellung und Erhaltung der Kirche und gerade darum auch um die Wiederherstellung und Erhaltung des rechten Staates — gerade hier bei uns in der Schweiz, solange wir noch dazu Zeit haben. So wie aber bei uns Kirche und Staat sind, geben sie uns wenig Zuversicht, daß es uns anders ergehen könnte als der Weimarer Republik. Da hilft kein schweizerischer «Blubo»; der ließe sich auch unter einem Reichsstatthalter pflegen. Uns hilft allein ein auf Freiheit, Verantwortlichkeit und Recht gegründetes Staatswesen. So hat die Kirche in ihrer Bezeugung Jesu Christi das Schweizervolk zur Buße aufzurufen.

Eine wahrhaft betende Kirche hat aber auch zu handeln. Die Christen haben sich aktiv zu beteiligen an der Wiederherstellung eines rechten Staates aus dem Geiste des Evangeliums heraus, ist doch die Gemeinde schon die Lebensform der Kirche. Ihr hat die Lebensform des Staates im Rahmen irdischer Möglichkeiten zu entsprechen! Die von der Kirche verkündigte und geglaubte Rechtfertigung des Christenmenschen und seine Freiheit sollen sich widerspiegeln in der Freiheit und in dem Recht des Staates. So führt ein direkter Weg vom Glauben zum irdischen Wirken eines rechten Staates.

Darum hat die Kirche auch die Bürger zur Waffe aufzurufen, wenn es sich darum handelt, die grundsätzliche Auflösung des rechten Staates zu verhindern. In diesem Kampfe verteidigt die schweizerische Armee auch indirekt die Sache der christlichen Kirche. Die Kirche und mit ihr das ganze christliche Schweizervolk sind heute aufgerufen zur ernsthaften Prüfung der hier aufgeworfenen Fragen. Die Stellung zum Nationalsozialismus wird heute zur Frage der Einheit der Kirche. Es geht hier zugleich um die Existenz von Kirche und Staat!

Fritz Lieb.



Ein Blick in die Ostecke der Schweiz

Stiefkind Rheintal

In besorgniserregender Weise hat in der letzten Zeit ein Landstrich der Schweiz von sich reden gemacht, der sonst eher im Hintergrund öffentlicher Interessen stand, nämlich das st. gallische Rheintal samt Werdenberg. Jedermann weiß, daß seit dem Niedergang der einst rühmlich bekannten Stickereiindustrie hier eine wirtschaftliche Krise einsetzte, die in ihrer ganzen Tragweite erst allmählich sichtbar wurde. Sie war in ihrer Wirkung noch verheerender als jene in der Uhrenindustrie der Juragegend. Die Tatsachen sprechen heute in erbarmungsloser Klarheit. Denn jetzt sind die allenfalls noch vorhanden gewesenen Sparbüchsen aus der guten Zeit erschöpft, die Sticker und Stickerinnen haben sich entweder in die sonst noch bestehenden Fabriken der Zement- und Textilindustrie usw. geflüchtet oder versucht, durch ihren bescheidenen landwirtschaftlichen Betrieb ihr tägliches Brot zu erwerben. Aber der Boden entbehrt hierzuland die fette Ueppigkeit der Berner Auen: er mußte zum guten Teil dem rheinischen Ueberschwemmungsgebiet durch Entsumpfung abgerungen und mittelst mannigfaltiger Tal- und Bergkorrektionen urbarisiert werden. Und dies war zur Hauptsache erst noch in einer Zeit geschehen, da für solche Unternehmungen hohe Preise veranschlagt wurden, so daß der Bauer sein Land teuer bezahlen mußte. Es gibt deshalb Gemeinden, in denen die Armut geradezu unschweizerische Formen annimmt. Da wimmelt es nur so von überschuldeten Kleinbauern, denen man, kaum sind sie gestorben, den letzten Küchennapf zur Gant bringt.

Im allgemeinen ist man darum hier der Ansicht, von der Helvetia stiefmütterlich behandelt worden zu sein. Diese Ansicht ist freilich nicht durchwegs stichhaltig. Denn der Bund hat z. B. im Saxerriet-Unternehmen, das behufs Gewässerkorrektionen und Güterzusammenlegung ausgeführt wurde, 75 Prozent der Baukosten selber übernommen. Dennoch war und bleibt es zu viel für die ohnehin schwer belasteten Gemeinden, das letzte Viertel der bestehenden Schuld — es handelt sich noch um zwei Millionen — mit ihren sogenannten Perimetersteuern zu bestreiten. Dazu kommt, daß vor noch nicht langer Zeit in zwei Gemeinden, Eichberg-Hinterforst und Sennwald, eine Unwetterkatastrophe gar manchem Bauern schweren Schaden anrichtete, nicht zu reden davon, daß neuerdings auch die Seuche ihre Ställe bedroht. Wiederum muß zwar anerkennend gesagt werden, daß die Regierung z. B. gegenüber den Wildbachverheerungen in Sennwald nicht tatenlos blieb: in Bälde wurde ein kantonales Arbeitslager errichtet, in welchem st. gallische Arbeitslose noch bis Anfang nächstes Jahr genug Arbeit finden. Allein gerade durch dieses Arbeitslager wurde hier böses Blut gegen die Regierung geschaffen; denn statt daß die in der Gemeinde ansässigen Arbeitslosen da mithelfen durften, mußten sie stempeln gehen und konnten nicht mehr berücksichtigt werden. Es ist zu begreifen, daß Nationalrat Fenk gegen solche Mißstände protestierte und seinen Austritt aus der zu diesem Zweck geschaffenen Kommission erklärte.

Arbeitsbeschaffung bleibt die Losung. Ja, wir müssen Mittel und Wege suchen, die zu diesem Ziele führen. Aber wie? Rheinkorrektionen in umfassenderer Weise, als sie bisher stattfanden, rationellere Ausnützung und Bewirtschaftung des Talbodens, Einbettung der Wildbäche usw. Wer mit den örtlichen Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß noch viel zu geschehen hätte.

Sudetenland II?

Aber was reden wir nur von der wirtschaftlichen Krise! Die geistige Krise ist auch da, ungreifbarer zwar und ihrer Natur nach gekleidet in den trügerischsten Formen (da das Verborgene ihr Herrschaftsbereich ist). Dieser Krise läßt sich schwer anmerken, an welchem Punkt, in welcher Phase sie eigentlich steht. Wenn in der SZ Nr. 6 vom «Sudetenland» Schweiz die Rede war und dabei vornehmlich an die Nordostecke unseres Landes, an das Rheintal von Werdenberg bis nach Rorschach, gedacht wurde, so hat dies seine guten Gründe. Ich will sie hier zu nennen versuchen.

In St. Margarethen scheint z. B. die Affäre des Reallehrers Brühlmann nicht zur Ruhe kommen zu wollen. Bekanntlich betätigt sich Brühlmann, Sohn eines früher in Rheineck und Ebnat-Kappel amtierenden Pfarrers, aktiv bei der nationalen Front. Es wird ihm vorgeworfen, daß er auch in der Schule stark in Politik mache, weshalb Fabrikant Peter den in Verdacht stehenden Lehrer bereits scharf angriff. Der «Wächter am Rhein» brachte die ganze Angelegenheit vor die Oeffentlichkeit, und es bleibt noch abzuwarten, wie der Schulrat sich entscheiden wird. Sobald man solchen Dingen auf den Grund geht, will niemand mehr zu seinen Aussagen stehen. Unsere Gesetzesbestimmungen bieten uns leider auch keine Handhabe, wenn es darum geht, unschweizerische Elemente zu maßregeln. Es ist eben, wenn nicht alles, so doch allzu viel erlaubt, und die nationale Front erfreut sich stets noch der bundesrätlichen Erlaubnis. Man möchte wünschen, daß der dortige Schulrat den Mut aufbringt, auch ohne ausdrückliches Verbot die nötigen Maßnahmen zu treffen.

Ein paar Beispiele

Das schon jenseits des Rheines gelegene Diepoldsau ist vielleicht das «verseuchteste» Gebiet im Unterrheintal. Man sollte zwar meinen, daß der Anblick des jüdischen Flüchtlingselends, das sich dort an der Grenze angehäuft hat, jegliche Sympathien mit dem Nachbar jäh zerschlagen müsse. Dem ist aber nicht so. Während des Weltkrieges und nachher standen die Diepoldsauer im zweifelhaften Ruf, lauter Schmuggler zu sein. Heute stehen sie im Verdacht des politischen Schleichhandels.

Die Schweiz vor hundertundfünfzig Jahren

von C. Meiners Ordentlichem Lehrer der Weltweisheit in Göttingen

Anno 1790 erschien bei C. Spener in Berlin das berühmte, heute fast verschollene zweibändige Werk: «Briefe über die Schweiz», verfaßt von C. Meiners, «Königl. Großbritannischem Hofrath und ordentlichem Lehrer der Weltweisheit in Göttingen». Hier setzt sich ein Beobachter und zugleich Schriftsteller von hohen Graden mit dem Zustand der alten Eidgenossenschaft, knapp zehn Jahre vor ihrem Untergang, auseinander. Die Darstellung ist nicht nur historisch ein ungewöhnliches Dokument; der Leser selbst möge entscheiden, in wieweit sie auch zeitgemäß für uns Nachfahren ist. Wir beginnen mit dem großartigen Kapitel über das alte Beinhaus von Murten, das die Franzosen Ende Februar 1798, als sie gen Bern vorrückten, zerstörten, jenes Massengrab für die Gebeine der gefallenen Burgunder, mit der Inschrift Albrecht von Hallers, die mit den Worten beginnt: «Steh still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer, vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte...» Die schwarze Marmorplatte mit der Inschrift wurde gerettet. Sie ist heute das ehrwürdige Hauptstück der kleinen historischen Sammlung im Schulhaus von Murten.

I. Das alte Beinhaus von Murten

Wir fuhren gestern erst gegen Mittag von Nidau weg, und kamen etwa um sechs und ein halb Uhr in Murten und um neun in Aranches, oder Wiflisburg an. Die Wege bis dahin sind nur so lange gut, als man auf Bernischem Grund und Boden fährt. Wenn man aber in das Freyburgische Gebiet, oder in die gemeinschafftlichen Vogteyen kommt, die Bern und Freyburg abwechselnd regieren lassen, so werden die Wege schlecht und uneben. Die Gegend am Murten See, besonders eine halbe Stunde vor Murten, ist eine der fruchtbarsten und lachendsten, die ich in Teutschland und in der Schweiz gesehen habe. Auf allen Hügeln entdeckt man schöne Landhäuser, in welchen die reichen Familien aus Bern einen Theil der schönen Jahrszeit unter dem mildesten Himmelsstrich der Gaben der gütigen Natur geniessen. Murten ist eine artig gebaute Stadt, und man sieht bald, daß ihre Einwohner, von den Regierungen von Bern und Freyburg, denen sie sich mit Vorbehalt ihrer Freyheiten unterworfen haben, nicht gedrückt werden. Auch hier findet man, wie in Biel, Neuenburg und Bern, doch nicht so allgemein und schön, als in der lezten Stadt, Arcaden oder bedeckte Gänge, die unter den Häusern fortlaufen. Weil ich glaubte, daß das berühmte Beinhaus der Burgunder ausser den Thoren der Stadt liege, so konnte ich es kaum erwarten, daß wir es erreichten. Dies Beinhaus steht an der rechten Seite des Weges, nicht weit vom See, und ist ein schönes länglichtes Viereck, welches vor nicht gar langer Zeit auf Kosten der Städte Bern und Freyburg maßiv erbaut worden ist. Die Länge beträgt ohngefähr siebenzehn, und die Breite sechs Schritte. An den beyden längern Seiten sind zwey, an den schmälern nur ein eisernes Gitter in der Mauer angebracht, damit die Luft durchstreichen, und die dürren Gebeine vor Fäulniß bewahren könne. Diese Ueberbleibsel von 20,000 oder 26,000 Burgundern sind zwischen vier Mauren aufgehäuft, die etwa drey Fuß hoch sind, und von den äussern Mauren so weit abstehen, daß zwar ein freyer Gang zwischen beyden übrig bleibt, daß man aber doch von aussen durch die weiten Oeffnungen der Gitter hinanreichen, und die nächsten Gebeine berühren kann. Nicht leicht fährt oder geht hier ein Fremdling vorüber, der nicht einige Augenblicke verweilen, und irgend einen Rest der traurigen Schlachtopfer des rasenden Ehrgeizes Carls des Kühnen zum Andenken mitnehmen sollte. Auch wir thaten eben das, was andere Reisende zu thun pflegen. Wir nahmen für uns ein Fragment von einem Lendenknochen, und bestellten für einen guten Freund einen Schädel, die schon so sehr verschleppt worden sind, daß wir nirgends einen ganz unversehrten auffinden konnten. Durch diese beständig fortdauernden Entwendungen, und dann durch das heimliche Nagen der Luft und Feuchtigkeit, die in jedem Augenblick Theile auflösen oder forttragen, sind die Gebeine der Burgunder, die der Ueberlieferung zufolge vormals bis an die innere Decke eines gleich großen Gebäudes empor stiegen, so sehr zusammen geschwunden, daß sie sich in Form eines spitz zusammenlaufenden Daches nur noch einige Schuh über die steinerne Einfassung erheben, von welcher sie zusammengehalten werden. Der fernern Verminderung könnte man dadurch vorgebeugt haben, daß man die Einfassung entweder weiter von der äusseren Mauer entfernt, oder die Oeffnungen der eisernen Gitter kleiner gemacht hätte. So sehr sich aber auch der Haufe von Gebeinen vermindert hat, so ist er doch immer noch ein merkwürdiges und rührendes Denkmal von der Tapferkeit der alten Helvetier, und von den schrecklichen Verwüstungen und Trauern, welche die Raserey eines einzigen erlauchten Thoren in unzähligen Familien anrichten kann. Man braucht weder Schweizer noch Burgunder, sondern nur Mensch zu seyn, um erschüttert zu werden, wenn man bedenkt, daß alle oder die meisten Erschlagenen, deren Gebeine man vor sich sieht, Eltern, oder Geschwister, oder Weiber und Kinder in allen Theilen Europens hatten, und daß diese vielen Tausende in wenigen Augenblicken durch die scheußlichsten Verwundungen und Verstümmelungen den Ihrigen entrissen, und von der Erde vertilgt wurden. An manchen Gebeinen sieht man noch die Spuren der ungeheuren Schlachtschwerdter und Streitäxte, wodurch sie gespalten, und ihre ehemaligen Besitzer getödtet wurden. Die noch übrigen Knochen sind durch die Länge der Zeit so ausgedörrt worden, daß, wenn man auch unter dem Winde steht, oder einzelne Knochen an die Nase bringt, man nicht den geringsten Todtengeruch spüren kann. Man findet aber in diesem Beinhause nicht bloß nahe ungesuchte Veranlassung zu sittlichen Rührungen und Be-